

Ulrich Woelk
Pfungstopfer

Kriminalroman

Mit einer Krimi-Analyse
der ZEIT WISSEN-Redaktion

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

INHALT

PFINGSTOPFER

Sonntag	9
Montag	61
Dienstag	105
Mittwoch	133
Donnerstag	157
Freitag	191
Samstag	223
Pfingsten	257

ZEIT WISSEN KRIMI-ANALYSE

Fiktion und Realität	266
Glossar	271

SONNTAG

I

Die Gemeinde hieß: *Sein Wille geschehe*. Das Gemeindehaus, ein hellroter eingeschossiger Backsteinbau mit weißen Fensterrahmen, der noch recht neu wirkte, lag an einer geschwungenen Landstraße. Zu Pfingsten vor ungefähr einem Jahr hatte die Gemeinde das Gebäude eingeweiht und bezogen, und seitdem fanden die Gottesdienste dort statt. Ein kleiner Park mit Kieswegen und getrimmten Buchsbäumen umgab das Haus. In dem Park ragte auf einem weißen, fünf bis sechs Meter hohen Turm ein großes Bronzekreuz in den Himmel.

Der Gemeindevorsteher ließ den Wagen an den Straßenrand rollen und schaltete den Motor ab. Der Kies auf dem Boden dampfte. In der Nacht war ein schwerer Regen niedergegangen, doch jetzt zogen die Wolken ab. Die Straße und das flach geneigte, mit Bitumenschindeln gedeckte Dach des Gemeindehauses glänzten. Von unten sah es so aus, als hätte das in den Himmel ragende Kreuz auf dem Turm die abziehenden Wolken vertrieben. Die Landschaft leuchtete im hellen Sonnenlicht auf, und der Gemeindevorsteher dachte an einen Satz aus der Bibel: *Und Gott sah, dass es gut war*.

Er stieg aus dem Wagen. Wie jeden Sonntag traf er etwa andert-halb Stunden vor dem Gottesdienst beim Gemeindehaus ein, um alles vorzubereiten. Er ging um den Wagen herum auf das Gartentor zu. Das Tor war normalerweise verschlossen, daher irritierte es ihn einen Moment, dass es nur angelehnt war. Das Tor zu schließen war wichtig, um den Park vor Wildschäden zu schützen. Die Gemeindeglieder wussten das und waren in dem Punkt zuverlässig. Jemand musste es beim Verlassen des Geländes eilig gehabt haben. Wahrscheinlich war das Unwetter in der Nacht der Grund dafür gewesen.

Der Gemeindevorsteher öffnete das Tor. Die ersten Gottesdienstbesucher würden in etwa einer Stunde eintreffen. Der Turm mit dem

Bronzekreuz war an drei Seiten von einer Ligusterhecke umgeben. Auf dem Weg dorthin lagen Blätter und kleine Zweige herum, die der Sturm von den Bäumen gerissen hatte.

Hinter der Ligusterhecke verkündete eine bronzene Relieftafel auf einem hüfthohen Granitpult den Gemeinidenamen. Die Inschrift war vor dem ersten Gottesdienst feierlich enthüllt worden. Als Erstes wollte der Gemeindevorsteher die Tafel von herabgewehtem Laub befreien. Er erreichte die Hecke und wendete sich nach rechts. Dann blieb er stehen, und ihm stockte der Atem. Er verstand zuerst nicht, was er dort sah.

Das Erschütterndste, was er je zu Gesicht bekommen hatte, war das hilflose Verenden eines jungen Rehs gewesen, das er vor ein paar Jahren in dichtem Nebel überfahren hatte. Heftig und stoßweise atmend war das zitternde Tier auf dem Asphalt verblutet. Es hatte lange gedauert, bis sein Blick aus den schönen großen dunklen Augen schließlich erloschen war. Doch mit dem schockierenden Anblick, der sich ihm jetzt bot, war das traurige und qualvolle Ende der sterbenden Kreatur nicht zu vergleichen.

Auf dem Pult mit der Bronzetafel lag eine Frau. Sie war nackt. Ihr Rücken war ins Hohlkreuz gebogen. Ihre Arme, die zu beiden Seiten des Pults herabhingen, waren ausgebreitet wie am Kreuz. Die Beine der Frau waren gespreizt, sodass sich ihr Geschlecht jedem, der sich ihr von dieser Seite aus näherte (und es gab keine andere Seite, von der aus man sich ihr als Kirchenbesucher hätte nähern können), offen darbot.

Die Finger- und Zehennägel der Frau waren lackiert. Von ihrem Bauchnabel ausgehend, wand sich das Tattoo einer Schlange mit weit aufgerissenem Maul bis hinunter zu ihrer rasierten Scham. Auf einmal spürte der Gemeindevorsteher, dass sich hinter dem Erschrecken über das, was er sah, eine andere, ebenso erschreckende Empfindung verbarg. Hinter dem Grauen lauerte die Erregung, denn die Frau war jung und schön.

Er wendete seinen Blick ab. Er konnte nicht untätig stehen bleiben und das Eintreffen der Gottesdienstbesucher abwarten. Durfte er den Zustand der Frau verändern? Durfte er wenigstens ihre Blöße bedecken? Wahrscheinlich nicht. Er konnte nur die Polizei verständigen und neben der Leiche ausharren. Er musste

bezeugen können, dass er alles exakt so, wie es jetzt war, vorgefunden hatte. Ihm wurde die Verantwortung bewusst, die auf jedem seiner nächsten Schritte lag, denn was auch immer er tun würde, betraf nicht nur ihn, sondern die ganze Gemeinde.

Den Abstand beibehaltend, ging er um die Tote herum. Ihr Kopf hing hinter dem Podest im Nacken. Ihre Augen waren aufgerissen, die Lippen farblos, die Haut fahl und bläulich. Ihrem Gesicht war der Tod deutlicher anzusehen als ihrem Körper. Ihr Schädel war kahl rasiert und nicht nur das. Eine Wunde war darauf zu sehen, und unter ihrem herabhängenden Kopf lehnte ein Gegenstand am Fuß des Pults. Die Tote lag im grellen Sonnenlicht da, und ihre erloschenen Augen starrten in den Himmel. Und die Form der Wunde und der Gegenstand am Fuß des Pults sagten: Nur einer konnte diese Frau getötet und auf das steinerne Podest mit der Inschrift *Sein Wille geschehe* gelegt haben – der Teufel.

2

Es war noch kühl in der Küche, die Heizung hatte gerade erst begonnen zu arbeiten. Luxuriös war das achtzig oder neunzig Jahre alte Haus nicht gerade. Der Boden bestand aus grau gewordenen Holzdielen, und die Fenster waren für heutige Verhältnisse zu klein. Glauberg schaltete das Licht ein. Er füllte die Kaffeemaschine und sah hinaus in den trüben verregneten Morgen. Der Deich hinter der Straße verlor sich in der kargen nordfriesischen Landschaft. Das Haus war von Wiesen umgeben, die ein paar Mal im Jahr Besuch von Schafherden bekamen. Ansonsten war in der Gegend, abgesehen von einem jährlichen Deichlauf und dem beständigen Sprießen neuer Windräder, nicht viel los.

Eine Katze strich um Glaubergs Beine. Er kraulte sie und sagte: »Na, Jeannie.« Den Schwanz aufgerichtet wie eine Antenne, rieb sie ihren Kopf an seiner Hose. Dann zog sie weiter und setzte sich mit erwartungsvoll angehobenem Blick vor den Kühlschrank. Glauberg füllte Futter in ihren Napf und sah dabei zu, wie sie sich niederließ, um das Futter zunächst skeptisch zu beschnuppern, bevor sie zu fressen begann.

Sah man von Jeannie ab, wohnte Glauberg allein in dem alten Bauernhaus. Es wäre für eine Familie auch zu klein gewesen. Glauberg hatte Familie: eine Frau, Sylvia, und einen Sohn, Felix. Aber er lebte mit beiden nicht zusammen. Er hatte sich vor zehn Jahren von Sylvia getrennt, allerdings hatten sie sich nie scheiden lassen. Vor dem Gesetz waren sie immer noch Mann und Frau.

Ihre Ehe und Nicht-Ehe war nicht gerade eine Erfolgsgeschichte. Sylvia war nach der Trennung zunehmend depressiv geworden. Wahrscheinlich war sie es auch vorher schon gewesen. Aber nachdem Glauberg aus ihrem ehemals gemeinsamen Haus ausgezogen war, kam es immer häufiger vor, dass sie mittags noch im Morgenmantel war und müde und ungepflegt und gleichgültig aussah, wenn sie die Tür öffnete. Irgendwann ließ sie Glauberg nicht mehr hinein, wenn er Felix abholen wollte, sondern schickte den Jungen mit seinen Sachen wortlos auf die Straße.

Glauberg sprach Felix darauf an, bekam aber immer nur ausweichende Antworten. Erst als das Kind einmal mit einer nur notdürftig verbundenen Hand an der Straße stand und Glauberg wissen wollte, was geschehen war, konnte der Junge die Tränen nicht mehr zurückhalten. Er hatte sich bei dem Versuch, eine Raviolidose zu öffnen, am Dosendeckel geschnitten.

Gefragt, warum er das Öffnen der Dose nicht seiner Mutter überlassen habe, antwortete er, dass sie das nicht mache, dass sie gar nichts mehr mache, überhaupt nichts, und er habe doch Hunger gehabt! Glauberg öffnete den Verband. Die Wunde war noch frisch und lief quer über die Innenhand. Er fuhr mit Felix ins Krankenhaus, der Schnitt konnte noch genäht werden.

Bei Sylvia wurde ein psychovegetatives Erschöpfungssyndrom ohne organisch bestimmbare Ursache diagnostiziert. Natürlich, so hieß es, könne Stress, auch seelischer Stress, dabei eine Rolle spielen, wie Stress ganz allgemein ein Nährboden für depressive Erkrankungen sei. Aber meistens gebe es noch andere auslösende Faktoren, die in dem Zusammenhang berücksichtigt werden müssten – genetische, hormonelle oder umweltbedingte.

Sylvia war bereit, sich therapieren zu lassen, und konnte nach ein paar Wochen in einer psychiatrischen Einrichtung in ihr Leben als Mutter und Buchhändlerin zurückkehren. Seither war sie phasen-

weise – manchmal über Monate oder fast ein Jahr – psychisch relativ stabil. Doch dann brach die Krankheit wieder durch und lähmte sie, wobei die depressiven Schübe mal stärker, mal schwächer waren.

Natürlich fragte Glauberg sich nach ihrer Trennung häufig, ob die Ursachen für Sylvias Probleme nicht auch in ihrer glücklosen Ehe lagen. Doch andererseits gab es viele Ehen, die scheiterten, ohne dass es bei einem der Partner gleich zur Ausbildung einer behandlungsbedürftigen Depression kam. Sollte er sich also schuldig fühlen? Er wusste es nicht, aber die Frage war ihm nicht gleichgültig. Er konnte nicht viel tun, außer sich damit abzufinden, wie es war. Deswegen betrieb er auch die Scheidung nicht. Doch als vor drei Wochen, an einem gewöhnlichen Mittwochnachmittag, sein Telefon klingelte und sich Brunner meldete, Sylvias behandelnder Psychiater, ahnte Glauberg, dass der Anruf nichts Gutes bedeutete. Und so war es. Brunner teilte ihm mit, dass Sylvia einen Suizidversuch unternommen hatte.

Ein rhythmisches Geräusch, eine Art Schnaufen oder Pumpen, riss Glauberg aus seinen Gedanken. Jeannie saß zusammengekauert und mit vorgestrecktem Kopf neben der Küchentür und würgte. Dann öffnete sie ihr Maul und entließ daraus einen sehr unansehnlichen Brei. Glauberg stand auf und spulte ein paar Blätter Küchenpapier von der Rolle. Jeannie gab einen kläglichen Laut von sich und drückte sich in eine Ecke unter dem Tisch. Von dort aus sah sie Glauberg dabei zu, wie er das Erbrochene aufwischte und die Küchentücher in den Müll warf. Danach ging er zum Telefon und wählte die Nummer von Kroll, dem Tierarzt. Nach dem fünften oder sechsten Klingeln wurde abgehoben. Glauberg entschuldigte sich für den Anruf am Sonntagmorgen und sagte: »Seit vorgestern übergibt sich Jeannie nach jeder Mahlzeit. Ich hätte dich damit gerne in Ruhe gelassen, aber jetzt bin ich doch beunruhigt.«

»Schon gut«, sagte Kroll. »Schaffst du's bis zehnzehn?«

»Ja«, sagte Glauberg. »Ich fahre gleich los.«

Mit etwas Geduld gelang es ihm, Jeannie aus der Ecke zu locken, in die sie sich verkrochen hatte. Er schob sie in den Transportkorb. Draußen regnete es. Er beugte sich schützend über den Korb und eilte zum Wagen. Er hatte etwa fünfzehn Kilometer zu fahren, eine übliche Entfernung für die dünn besiedelte Gegend hier. Es gab weitere Wege. Während der Fahrt ließ der Regen nach. Als Glauberg

DIE ZEIT

ZEIT WISSEN Krimi-Analyse
von Ulrich Schnabel

Wie frei ist der Mensch denn nun? Ist er tatsächlich nur eine »Materiemaschine«, die von naturwissenschaftlichen Gesetzen bestimmt wird, so wie es Ulrich Woelk seinem Protagonisten Dirk Reiter in den Mund legt? Oder lässt sich der Mensch durch die Wissenschaft doch nicht vollständig erfassen; gibt es noch eine geistige Dimension, in der kein Determinismus, sondern Freiheit herrscht? Und gehört zu dieser geistigen Freiheit auch ein Reich jenseits der Vernunft, wie es der Erweckungsprediger Meinhold Hanik beschwört – ein Reich, in dem der Mensch erst durch seinen Glauben und die Religion frei wird?

Um diese Grundfragen dreht sich die Handlung in Woelks Krimi. Und nicht nur der Neurobiologe Reiter und der Evangelist Hanik ringen um den Freiheitsbegriff, sondern auch die anderen Charaktere – allen voran der desillusionierte Ermittler Glauberg, der sich immer wieder selbstkritisch fragt, wovon eigentlich seine Entscheidungen abhängen und ob er das, was er tut, *wirklich* will oder ob er nicht möglicherweise aus anderen Motiven handelt, die ihm selbst gar nicht bewusst sind.

Damit greift Woelk eine Debatte auf, die auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Ursprünglich vor allem von Philosophen geführt, wurde sie in den vergangenen Jahren durch die Fortschritte der Neurowissenschaft kräftig befeuert. Hirnforscher wie Wolf Singer oder Gerhard Roth, die bei Woelk namentlich erwähnt werden und geistig Pate für seine Figur des Dirk Reiter standen, haben großes Aufsehen mit der These erregt, der menschliche Wille sei keineswegs frei. Vielmehr zeige die neurobiologische Forschung, dass viele unserer Entscheidungen einem unbewussten Prozess entsprängen, in dessen Mechanismen und Motive wir keinen vollständigen Einblick hätten. »Die Annahme zum Beispiel, wir seien voll verantwortlich für das, was wir tun, weil wir es ja auch hätten anders machen können, ist aus neurobiologischer Perspektive nicht haltbar«, erklärte Wolf Singer in der ZEIT¹.

1 Wer deutet die Welt? Ein Streitgespräch zwischen dem Philosophen Lutz Wingert und dem Hirnforscher Wolf Singer über den freien Willen, das